

Boffische Zeitung



Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen / Gegründet 1704

Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26. Fernsprecher:
Ortsverkehr Dönhoff (A 7) 3600—3665, Fernverkehr Dönhoff 3686—3698.
Telegramme: Ullsteinhaus, Berlin. Postscheck-Konto: Berlin 660.

Nummer 55

Berlin

Durch eigene Geschäftsstellen 3 M monatlich (einschließlich 36 Pf. Zustellkosten)
oder 70 Pfennig wöchentlich. Anzeigen: 46 mm breite mm-Zeile 35 Pf., Familien-
Anzeigen 30 Pf. Keine Verbindlichkeit für Aufnahme in eine bestimmte Nummer.

DIENSTAG, 6. MÄRZ 1934

15 Pfennig

Die Karschin / Vom Leben und Schaffen einer vergessenen Dichterin

Anna Luise Karsch wurde im Allgemeinen, sieht man von den tiefer eingeweihten Literaturkennern des 18. Jahrhunderts ab, für etwas ähnliches gehalten wie die gute Friederike Kempner, die zu ihrer Popularität durch die unfreiwillige Komik ihre verzagten Dichtung gelangte. Manche Menschen kommen nur mit einem einzigen Augenblick ihres Lebens oder mit einer Anekdote die sogar wahr sein darf, auf die Nachwelt. Von der Karschin oder von „Unserer Sappho“, wie sie von sehr urteilsfähigen Zeitgenossen genannt wurde, weiß man im Wesentlichen, dass Friedrich der Große ihr eine Audienz gewährte, dass er ihr darauf zwei Taler schicken ließ, und dass sie diese königliche Gabe mit Entrüstung zurücksandte.

„Zwei Taler gibt kein großer König,
Ein solch' Geschenk vergrößert nicht mein Glück,
Nein, es erniedert mich ein wenig,
Drum geb ich es zurück.“

Anekdoten müssen nicht buchstäblich genau sein; zwischen jener Audienz und dieser Ehrengarde liegen zehn Jahre, in denen die Karschin, und zwar in drei Raten, schon 70 Taler empfangen hatte. Die genaue Abrechnung verdanken wir dem Buch „Die Karschin“, daß Elisabeth Hausmann (im Sozietätsvertrag Frankfurt am Main) herausgegeben hat. Ein Zufall begründete das Verhältnis; sie fand in einer über hundertjährigen und sehr vergessenen Zeitschrift die Briefe der Karsch an Johann Georg Sulzer, den ästhetischen Gesetzgeber des 18. Jahrhunderts. Und sie hat endlich das im Gleim-Haus zu Halberstadt schlummernde Briefkorpus aufgemacht, aus dem bisher nur einige Rosinen, wie der Besuch Goethes bei seiner Berliner Kollegin, herausgelesen waren. Ich habe das 400 Seiten starke Buch nicht ohne Bedenken in der Hand gewogen und habe es schließlich aus der Hand gelegt mit dem Bedauern, dass es nicht noch dicker war. Man nimmt manches Vorurteil und Lächeln gegen eine Dichterin zurück, die gewiss zu der gefährlichen Art der stets bereiten Improvisationen gehörte, dies aber doch mit einer Natur Stimme sang, wenn sie nicht gerade der uns am unleidlichsten gewordenen Literatur Mode der süßlich verspielten Anakreontik nachgab. Man verkehrt in diesen Briefen und durch die eingestreuten Verse mit einer ungemein herzhaften Frau aus dem Volke, der man ihre resolute Geschäftigkeit gern nachsieht; man empfängt vor allem ein ungemein beredtes Stück Berliner Lokal Geschichte, preußischer Geistes- und Kulturgeschichte, unter der gesamten Regierungszeit Friedrichs des Großen.

Anna Luise kam aus einem der kleinsten Flecken der nieder-schlesisch-polnischen Grenze, sie war eine sehr arme, sehr geplagte, noch dazu unbezahlte Magt, die außer dem Typen auch ihre jüngeren Geschwister hüten musste. Ihre Mutter verheiratete sie so schlecht und armselig, wie sie sagt, dass sie beim Stillen ihre Kinder nicht einmal das unentbehrliche Bier bekam. Den ersten Mann wurde sie durch Scheidung los, den zweiten, dessen Namen sie dann behielt, mithilfe einsichtiger Freunde nur dadurch, dass sie ihn unter die Soldaten stecken ließ. Als er wieder freikommen wollte, schrieb sie an ihren ungeduldigen Füßilier: „Aber du hättest nicht ganze halbe Nächte die Rolle eines Rasenden spielen sollen; die neben uns liegenden Soldaten hörten das brüllen deiner Stimme; es kam vor die Ohren der Edelsten in Glogau. Sie sagen die Merkmale deiner Barbarei in meinen Augen und auf meiner Stirn und sie fanden für gut, einen Bürger, der so viel Bravour hat, dahin zu bringen, Wo er sie auf anständigere Weise ausüben kann, als wenn er ein armes wehrloses Weib schlägt.“ Das ist rund und gut gesagt. Die Karschin lernte als junges Ding lesen und schreiben bei einem armen Rinderhirten, und sobald sie den Anfang aller Wissenschaft meisterte, konnte sie auch dichten; sie hatte die Kirchenlieder im Ohr, die Bibel im Herzen, und einige von den zähen Romanen und Rittergeschichten, die noch aus dem 17. Jahrhundert stammten, hatten sich auch in ihren Winkeln verirrt. Das war im 18. Jahrhundert noch ein Handwerk, heute eine Industrie, deren Erzeugnisse man fertig gedruckt im Papierladen kauft und diese Lastträgerin der Dürftigkeit, wie sie sich einmal rückschauend nennt, hat damit manchen Taler zu Nutzen ihre Kinder verdient, die ihr Erzeuger durchaus nicht ernähren

wollte. Es gab vor allem keinen Sieg Friedrichs des Großen, den sie nicht in einer heroischen Ode feierte; alle seine Feinde wurden in ihren Werken noch einmal niedergeworfen. Sie erwarb Teilnahme, Bewunderung, Berühmtheit in Glogau, aus dem die 40-jährige, in jeder äußeren Hinsicht reizlose, ihrer Hässlichkeit freimütig bewusste Frau durch einen Baron Kottwitz nach Berlin verpflanzt wurde.

„Denn ohne Dich wär' an dem Oderstrande
mühselig unterdrückt mein glückliches Genie,
ein Blumensamen stirbt in unbetautem Sande,
keimt auf des Steines Rücken nie.“

Man werfe der Urheberin dieses gereimten Dankes keine Überheblichkeit vor. Genie war damals ein Modewort, wo man heute Talents sagen würde, und wovon sie von Natur zweifellos mehr hatte als etwa ihr späterer Gönner Gleim, als ihr Mißgönner Ramler, der als Gelehrter aller Versmaße von Berlin aus die deutsche Literatur in seine Kadettenschule nahm, mehr als viele andere, die anakreontisch dichtend unzählige Küsse besangen, die sie nie bekommen, und ebenso viel feurige Weine, die sie nie getrunken hatten.

„Schön ist der Morgen, schön die trunkene Flur,
Von Gottes Wolken gestern überströmt
Und heute früh von seiner Sonne Glanz
Mit Blumenschöpferblicken angelacht-
Die Rose drang aus grüner Knospe leicht,
wie mein Gedanke aus diesem Herzen dringt,
aus dieser neuerweckten Seele steigt
Zudem, der mich wie Blumen wachsen ließ,
Verwelken und zu Staub werden lässt,
Wenn eine mir bestimmte Stunde kömmt.“

Das erinnert, fast ebenbürtig, an Ewald von Kleist, der mit einem norddeutsch-schlichten Naturgefühl der Wiedererweckung der deutschen Lyrik durch die Bürger, Claudius, Hölty und schließlich Goethe, voranging. Die anderen dichteten nach der Mode wie man zu Meißen Nymphen und Faune in Biskuit buk, wie man rosenbegränzte Schäferinnen mit ihren Lämmern auf Porzellan malte. Das Porzellan des Rokoko hat sich besser gehalten als seine Poesie. Die Karschin hat auch für die Thyrsis und Damöt für die Phyllis und Chloé geschwärmt, aber wenn man von Ihren literarischen Schulden die eigentliche Gebrauchspoesie abzieht, sie hat ein Stück gesunder Volkhaftigkeit nie verloren, oft ein echtes Temperament ausgegeben, vor allem aber ihre Erfahrungen, tröstliche und sehr bittere, von denen sie gewiss mehr hatte als die dichtenden Professoren und Schulmänner, Kriegsgerichtsräte und Zollbeamte. „Meine Dichtkunst, meine Beurteilung, meine Freundschaft, meine Liebe, alles ist Empfindung.“ So durfte sie mit Recht von sich sagen, die zu ihrem preußischen Patriotismus einen kräftigen Protestantismus hatte, die als Kind des Volkes sich noch gerne aus ihrem Kaffeesatz beriet, aber alle pietistische Zerknirschung ablehnte. So wie sie war, gefiel sie auch herzhaften Leuten und wir erfahren aus diesen Briefen, dass sie auch an Sendlitz, Preußens besten Kavalleristen, einen Gönner fand, bei dem man wohl sonst literarische Beziehungen nicht vermutet hat. Der Allerweltsfreund Ludwig Gleim, der süßlichste und ausdauerndste aller Anakreontiker, veranlasste nach ihrem Einzug in Berlin eine Subskriptionsausgabe ihre Gedichte, die ihr auch 2000 Taler einbrachte; aber dass er nur die Dichterin schätzte, den Kollegen vom anderen Geschlecht, das hat sie ihm erst als alte Frau verziehen.

„Wir wandelten im Hain und hörten Vögel singen
In dicken Fichten, wo der Mann das Weibchen hascht.
Gut war's, das über uns nicht Edens Äpfel hingen,
Indem wir Hand in Hand durch die Gebüsche gingen,
Da hättest du und ich genascht
Und im Entzücken nicht die Folgen von den Bissen,
Nur einen Augenblick bedacht...“

Gleim wollte aber nicht haschen, er liebte die Phyllis und

Chloe nur auf dem Papier, und so hat er seine Sappho, als sie ihm auf den Leib rückte, aus seiner den Männern vorbehaltenen Freundschaftsspiele ziemlich energisch wieder abgeschoben.

Als die Dichterin in Berlin einzog, war sie so gut wie im Klogau eine Berühmtheit, ein Gegenstand der Verwöhnung, von Adligen und reichen Leuten an die besten Tische geladen, mit Geld, Schmuck, Kleidern beschenkt, wofür Sie Ihre immer bereite Muse schon im Augenblick des Empfangens danken ließ. Die Leute waren begeistert, weil man ihr beim Dichten zu sehen konnte, und als mit den sieben Jahren die Siege aufgehört hatten, durfte in der Familie Hohenzollern kein Kind ohne die erste Huldigung ihrer Werke zur Welt kommen. Die Königin und die Prinzessinnen honorierten auch besser als Friedrich selbst, von dem sie schließlich sagen musste: von ihnen ist für die Deutschen nichts zu hoffen. Aber der Mensch wird im allgemeinen nur einmal entdeckt; man gewöhnt sich an die Sensation, und Ihr Leben wurde wieder dürftig, sorgenvoll, wenn Landauch auf mehr bürgerliche Art als in ihrer armseligen Jugend und im Sklavenstand ihrer beiden Ehen. Als sie zu ihrem so beständig besungenen Friedrich in Audienz ging, hatte sie sich Hoffnung gemacht auf ein „Gabinisches Landgütchen“; von ihren gelehrten Freunden wusste sie, dass der treffliche Dichter Horaz zu etwas für seine patriotischen Oden bekommen hatte. Ihr Lebenstraum ging erst der Fünfundsechzigjährig in Erfüllung und erst durch den Thronfolger Friedrich Wilhelm II., wenn sie auch von dem keine Siege zu besingen hatte. Sie bekam nicht grade ein Landgütchen, sondern ein dreistöckiges Haus hinter der Garnisonkirchen, wohl an der Spandauer Brücke, was sie damals noch als eine halb ländliche Gegend mit schöner Aussicht auf viele Nachbargärten rühmen konnte. Das königliche Geschenk kostete sie noch Geld und Kummer genug, da es durchaus nicht, wie der als Mann und Dichter pikierte Ramler vermutete, von einem Geldzuschuss begleitet war. Der Hausbesitz hatte damals auch seine besonderen Sorgen. Gleich in das frische Haus legte man ihr für die Revuetage vier Husaren, die sie trotz ihrer Begeisterung für das Militärische fortschaffte, und das kostete wieder acht Taler Ablösung an die Servicekommission.

Wenn Sie solche „bärtigen Kriegsmänner“ sah, tauchte immer das Gespenst ihres Mannes auf, der schwer drohende Schatten auch über den glücklichen Tagen ihres Lebens. Der kam nicht wieder, kam irgendwo um, aber er stand wieder auf in ihrer Tochter, der ebensofrüh geschiedenen wie verheirateten Karoline von Klenke, die die alte Fraumisshandelte und auch noch die Tote, in-demsie ihre Gedichte schlecht herausgab. Die Klenke hat auch gedichtet, aber ohne das glückliche Genie ihrer Mutter, und deren Tochter Helmine, die den französischen Diplomaten und Orientalisten von Chézy heiratete, hat es auch getan und dann wieder deren Sohn.

Anna Luise starb beinahe siebzig Jahre alt am 12. Oktober 1791. Die alte Frau, die manchen Zeit- und Zunftgenossen schon etwas lästig geworden war durch ihr ewiges Kommen und Gehen und Überalldabeisein, die keine Tür für verschlossen haltend sich zu den Prinzessinnen laden ließ, aber auch arme Menschen mit ihrem letzten Taler unterstützte, hatte schon fünf Jahre vor ihrem Tode im Freundschaftspark von Vater Gleim ein Denkmal als deutsche Sappho erhalten. Aber es muss zu ihrer Ehre gesagt werden, dass sie energischen Einspruch erhob und das vertane Geld lieber für eine Kirchenglocke in ihrem Heimatsnest verwandt wissen wollte. Gedichtet, weil sie nicht anders konnte, hat sie bis an ihr Lebensende. „Der Tod muss seine ganze Macht anwenden, um mir die Feder zu entreißen“. Sie hat die ganze Macht des Todes noch überschätzt; der musste vier Generationen abwarten, bis in dieser Familie die Feder zur Ruhe kam. Aber es muss zu ihrer Ehre gesagt werden, dass sie energischen Einspruch erhoben und das vertane Geld lieber für eine Kirchenglocke in ihrem Heimatsnest verwandt wissen wollte. Bitte steht, weil sie nicht anders konnte, hat sie bis an ihr Lebensende. Der Tod muss seine ganze Macht anwenden, um mir die Feder zu entreißen. Sie hat die ganze Macht des Todes noch überschätzt; der musste vier Generationen abwarten, bis in dieser Familie die Feder zur Ruhe kam.

A. E.